

# 7|06

## Grenzgänger

### Sätze bauen

Gerhard Matzig  
Journalist



Interview: Marco Goetz  
Fotos: Andrea Altemüller  
Gestaltung: [www.henkelhiedl.com](http://www.henkelhiedl.com)



Generation 2006  
Innovative IT-Lösungen  
für neue Meilensteine  
in der Planung

**Gerhard Matzig**

geboren 1963  
verheiratet, drei Kinder  
lebt in München

studierte Politische Wissenschaften und Architektur in Passau und München  
Abschluss als Dipl.-Ing. Architektur  
Volontariat bei der Passauer Neuen Presse  
Tätigkeit als freier Autor  
seit 1997 Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung  
seit 2000 Leitender Redakteur, betreut u.a. die Themengebiete Architektur, Urbanismus und Design  
seit 2006 Lehrer für Kulturjournalismus an der Deutschen Journalistenschule  
Kürzlich erschien "Der große Graben – Vom Ende der Konsens-Gesellschaft" (SZ Edition 2006).

1983 Hamburger "Förderpreis für Journalisten"  
1997, 2002 "Kritikerpreis der Bundesarchitektenkammer"  
2006 COR-Preis "Wohnen und Design"



**Marco Goetz**, geboren 1958, ist freischaffender Architekt in München und führt mit Katrin Hootz das Büro Goetz und Hootz Architekten.

**Was kommt heraus, wenn Architekt und Architekturjournalist die Rollen tauschen? Wenn sie sich in einem Werk des Architekten, im Casino des Bayerischen Yacht-Clubs am Starnberger See, treffen und über die Arbeit des Journalisten sprechen? Marco Goetz und Gerhard Matzig haben es ausprobiert.**



**Marco Goetz:** Kannst du dir eigentlich noch Architektur anschauen, dich mit mir hier unterhalten, ohne dass schon die Schreibmaschine im Kopf zu rattern beginnt?

**Gerhard Matzig:** Nein. Wenn ich an einem der schönsten Orte am Starnberger See bin und mich dennoch partout mit dem Rücken zum See setze, um die Architektur dieses Gastraumes zu würdigen, dann bin ich natürlich schon ein begeistertes Opfer der Architektur, also der Kultur im Gegensatz zur Natur. Dann beginnt sofort die Kritikmaschine zu laufen. Ich verbinde die komplizierte Geschichte des Hauses mit dem jetzt erlebbaren Raum und frage mich, ist das Provokation, ist das Avantgarde, wie sehen die Leute das Gebäude? Was ist das denn für ein Detail? Was ist das für ein Material? Es gibt aber auch architekturfreie Zeiten und architekturfreie Zonen, die ich sehr schätze. Doch wenn ich in so einem Haus bin, das eine interessante Geschichte hat und mit dem im Grunde ganze Debatten einhergehen könnten, dann denke ich gerne darüber nach – und empfinde das nicht als Belastung.

**MG:** Architekten investieren viel Arbeit in Projekte, die dann nicht verwirklicht werden. Schreibst du Artikel für den Papierkorb?

**GM:** Das kommt zum Glück selten vor. Allerdings wird nicht aus jedem Textentwurf eine Kritik, nicht jede Recherche wird zum Essay. Insofern produziert man zwar nicht für den Papierkorb – aber man füllt eine Art geistiges Archiv. Und nicht alles aus diesem Archiv erblickt das Licht der Öffentlichkeit.

**MG:** Steckt in jedem Sportreporter ein verhinderteter Mittelstürmer, in jedem Politik-Korrespondent ein ungewählter Bundeskanzler, in jedem Architekturkritiker ein verkannter Pritzker-Preisträger?



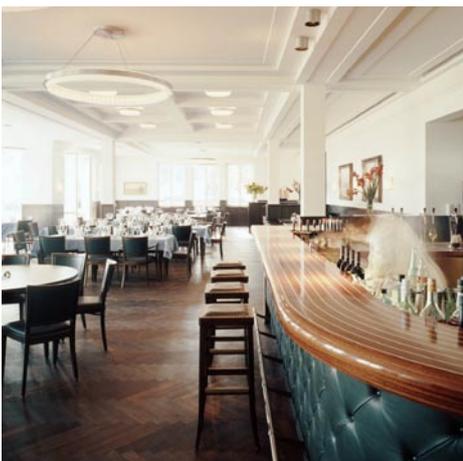
Das altehrwürdige Casino des Bayerischen Yacht-Clubs am Starnberger See in der neuen Fassung von Goetz und Hootz Architekten aus dem Jahr 2004. Foto: Julia Schambeck, Ulrich Schmitt

**GM:** Nein, in jedem sicher nicht. In einigen aber schon, und das sind die schlechten Journalisten und Kritiker. Nämlich: die „verkannten“. Es gibt zweifelsohne Architekturkritiker, die sich zu dumm für den Hochbau angestellt haben – und nun glauben, im Satzbau Zuflucht finden zu können. Das kann nicht gut gehen.

**MG:** Wie verlief dein Weg bis in das Feuilleton einer der wichtigsten Tageszeitungen?

**GM:** Ich wusste lange nicht genau, was ich eigentlich machen sollte. Ich fand vieles spannend. Ich habe Medizin, Jura und Politische Wissenschaften studiert, zum Teil parallel zum Studium der Architektur. Gleichzeitig habe ich durch ein Stipendium eine Redakteursausbildung durchlaufen – in den Semesterferien. Und endlich habe ich wenigstens ein Studium „ordentlich“ beendet: die Architektur. Da habe ich aber schon für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben. Und das tue ich immer noch. Architektur war allerdings das interessanteste Studium. Und natürlich lag es nahe, als Journalist auch über Architektur zu schreiben. Aber das Wesentliche ist: Ich bin Journalist – und Architektur ist das, was mich am meisten interessiert. Ich interessiere mich jedoch auch journalistisch für Themen über die Architektur hinaus. Ich sehe mich also nicht als Architekturkritiker, sondern als Journalist, der im Feuilleton hauptsächlich über Architektur berichtet. Das ist ein Unterschied.

„Es gibt zweifelsohne Architekturkritiker, die sich zu dumm für den Hochbau angestellt haben – und nun glauben, im Satzbau Zuflucht finden zu können. Das kann nicht gut gehen.“



Ist das Provokation? Ist das Avantgarde? Im Casino beginnt Gerhard Matzigs Kritikmaschine unweigerlich zu rattern. Foto: Julia Schambeck, Ulrich Schmitt

**MG:** Hast du von Anfang an gewusst, dass du nie bauen wirst?

**GM:** Nicht von Anfang an. Ich habe Architektur studiert, weil es mich fasziniert hat, weil ich durch die Familie und Freunde Kontakt zu Architekten hatte, weil ich es schön finde, technische und kreative Neigungen in einem Studium zu verbinden. Architekt: Das ist doch ein fantastischer Beruf: Man ist Soziologe, Techniker, Künstler, Betriebswirt . . . alles zugleich. Es ist ein Beruf für Grenzgänger. Es hat sich dann während des Studiums aber gezeigt, dass ich zwar nicht vollkommen unfähig wäre, Dach, Boden und ein paar Wände zu einem Haus zusammenzuschrauben. Aber ich war mir sicher, dass die Welt nicht unbedingt auf genau dieses Haus gewartet hat. Mit anderen Worten: Ich wäre wohl nur ein mittelmäßiger Architekt geworden. Viel lieber wollte ich natürlich nur ein mittelmäßiger Journalist werden. Zudem hatte ich ja von Anfang an den Beruf gefunden, bei dem ich mir vorstellen konnte, dass ich demaleinst in Pension gehen könnte, ohne das Gefühl haben zu müssen, etwas verpasst zu haben. Journalismus finde ich zutiefst befriedigend – auch wenn man eben keine Häuser, sondern Sätze baut. Auch das ist letztlich eine Frage der Architektur. Und man braucht keinen Stahlbeton dazu.

# Eine Pose ist eine Pose ist eine Pose

Vom Baukünstler zum Dienstleister am Bau – und wieder zurück? Der Beruf des Architekten ist in der Krise und wandelt sich wie nie zuvor

„Sehr geehrte Frau K., sehr geehrter Herr K.“, so höflich liest sich das unter der Rubrik „Projekte“ auf der Homepage des Münchner Architekten Robert Meyer, „Ich komme oft an Ihrem Anwesen in der Rosenheimer Straße 2 vorbei (...), und so blicke ich mit Wehmut auf Ihr etwas verwaistes Dachgeschoss. Ich stelle mir vor, welch einmaligen Blick man von dort oben hat (...) Deshalb könnte hier auch eine besondere Maßnahme angemessen sein. Ich habe mir erlaubt, eine Photomontage beizulegen.“

Dieser für eine jüngere deutsche Architektenschaft gar nicht untypische Brief weist auf drei Tendenzen hin. Erstens auf die katastrophale Situation der Architektenschaft, die auch als Krise der Baukultur zu sehen ist. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl arbeitsloser Architekten vervielfacht. Zwei Drittel der meist mittelständisch organisierten Büros kämpfen gegen den Bankrott. Absolventen erhalten keine Jobs. Der Berufsstand steckt in seiner tiefsten Krise.

Zweitens sind davon besonders jüngere Architekten betroffen. Gerade diejenigen Architekten kommen der Gesellschaft abhandeln, die in der Lage wären, das komplexer werdende Bauen sowohl durch eigene Formfindungen als auch durch eine gelassene Haltung traditionellen Lösungen gegenüber zu meistern. Dabei könnte man zum Beispiel der schläfrigen Stadt München – Stichwort: Renaissance der Stadt – die Umsetzung der Initiative von Robert Meyer durchaus wünschen. Die urbanistischen Herausforderungen der künftigen Stadtgesellschaft verlangen nach Talenten, deren architektonisches Interesse über das Vorstellungsvermögen orientierungsloser Stadtbauverfater hinausreicht.

## Stumm und leidend

Drittens aber: Gerade diese jüngeren, sich unkonventionelle Chancen suchenden Architekten gehen zunehmend in eine Art Verkaufs-Offensive. Gut so. Allerdings geschieht dies zum Entsetzen einer älteren und sehr viel satteren Architektengeneration, die noch mit einem Satz groß geworden ist, der sämtliche Fragen nach der Kommunikation von Angebot und Nachfrage auf so ritterliche wie lebensfremde Weise beantwortet: „Der Architekt wirbt nur durch sein Werk.“ Mit anderen Worten: Er baut ein Haus. Das Haus ist großartig. Das wissen aber nur wenige. Deshalb setzt sich der Architekt hin – wie Gary Cooper in der Filmrolle des Baukünstlers Howard Roark („The Fountainhead“) – und wartet stumm leidend auf neue Kundschaft. Monatelang. Stumm. Leidend. Das ist nicht standesbewusst, sondern närrisch – und stammt aus dem Jahr 1949. Mit den Notwendigkeiten von heute hat das nichts zu tun.

Deshalb schreiben die Architekten der Jetztzeit zu Recht merkwürdige Briefe, sie nutzen Online-Auftritte, interessieren sich für die Exportmöglichkeiten von Architektur, vernetzen sich, besetzen Nischen, interpretieren ihr Berufsbild offen, professionalisieren ihre Entwurfspräsentationen, beschäftigen PR-Fachleute oder bilden sich selbst weiter auf dem Terrain von Marketing und Öffentlichkeitsarbeit. Erst vor einiger Zeit hat etwa die Bayerische Architektenkammer ihren Mitgliedern das Seminar „Pressearbeit für Architekten“ angeboten, in dem auch über die Möglichkeiten der Werbung informiert wurde. Das Interesse war gewaltig. Noch vor ein paar Jahren wäre das undenkbar gewesen. Ein Skandal. Ein Bruch mit dem überkommenen Architektenimage, das vor allem aus Kommunikationsverweigerung bestand. Obwohl der Beruf des Architekten seiner Natur nach so beratend und kommunikativ ist wie kaum ein anderer.



Stille Tage im Klischee: Gary Cooper als unbeugsamer Architekt im Film „The Fountainhead“. Foto: cinetext

Als der Chefredakteur des *Deutschen Architektenblattes*, Oliver G. Hamm, seinem Stand in diesem Zusammenhang öffentlich eine „autistische“ Neigung attestierte, empörte sich sogleich die gesamte Funktionärselite gegen solch ungeheure Nestbeschmutzung – was aber nur den Autismus der Funktionäre illustriert. Eben weil die Architektenschaft die Kommunikation mit der Gesellschaft so

lange und so gründlich verweigert hat, und weil daraufhin das Produkt Baukultur auch nicht mehr im Zuständigkeitsbereich der Architekten (sondern in dem der Projektentwickler und anderer Baumanager) nachgefragt wurde – deshalb besteht jetzt dieser enorme Nachholbedarf nach betriebswirtschaftlichen Grundkenntnissen, der das Image der Architekten mit Gewalt verschiebt.

Tatsächlich verändern sich Bild und Selbstbild der Architekten seit einigen Jahren dramatisch: weg vom autonomen Baukünstler – hin zum kommunizierenden,werbenden Baumanager. Weg vom theoretischen Entwurf als zentrales Element der Architektur – hin zur Baupraxis. Weg von Fragen der Ästhetik – hin zu Fragen der Technik, der Termine und der Kosten. Noch nie zuvor ist das

über Jahrtausende gewachsene Berufsbild des Architekten derart heftigen Veränderungen ausgesetzt gewesen.

Dabei ist der allein am kreativen Prozess orientierte Künstlerarchitekt, dem alle Praxis und Vermittlung fern liegen, ohnehin ein Sehnsuchtsbild späterer Generationen. Das beste Beispiel dafür ist Le Corbusier, der so unsichtig (und PR-süchtig) war, auf die Fotografien Einfluss zu nehmen, die von ihm veröffentlicht wurden. Als er in den fünfziger Jahren die legendäre Wallfahrtskirche Ronchamp errichtete, sorgte er für einen bis dahin gepredigten rationalen und geometrisierten Baustil zugunsten eines plastischeren und organischeren Bauens verabschiedete, sorgte er dafür, dass diese Kehrtwendung medial angemessen begleitet wurde. Plötzlich waren von ihm, dem vorher allzu „korrekt gekleideten Pfeifenmännchen“ (Tom Wolfe) Bilder im Umlauf, die ihn in Badehose und beim Studium von Muscheln zeigten. Als Naturburschen. Oder Frank Lloyd Wright, dem die Hauptfigur in „Fountainhead“ gewidmet war. Er bemerkte zu dieser naiven Robin-Hood-Interpretation des Bauens: „Ein Idiot würde sich so benehmen – aber kein Architekt.“ Das Bild des störrisch-genialischen Einzelgängers verdankt sich also nur der Autosuggestion einer Branche.

Dennoch haben in der Vergangenheit viele Architekten genau diesem Klischee gehuldigt. Um jetzt endlich – und als späte Antwort auf die Krise der Baukultur – auch das genaue Gegenteil davon mit aller Entschlossenheit zu entdecken: das Selbstbild von Architekten als „Dienstleister“. Das Pendel schlägt zurück. Und zwar abermals viel zu heftig.

## Herr und Knecht

Es ist gut, dass Architekturbuchverlage hilfreiche Titel wie beispielsweise „Marketing und Öffentlichkeitsarbeit für Architekten und Planer“ (Christian Marquardt) entdeckt haben. Bisweilen hat man jedoch schon Mühe, neuere Schriften zu Ästhetik und Theorie in den Architektur-Regalen zu entdecken, weil diese vollgestellt sind mit Betrachtungen zum „Corporate-Identity-Wert von Architektur“ oder mit Lebenshilfe zum Thema „Büroorganisation“. Gut auch, dass die Universitäten endlich die Architektenausbildung um Fächer wie Baumanagement oder Medienkunde bereichert haben – schlecht aber, wenn dadurch das Fach „Entwerfen“ zu kurz kommt. Gut schließlich, dass sich bereits ganze PR-Agenturen auf Architekten spezialisiert haben, die den Medien aufgeschlossen gegenüberstehen. Schlecht, wenn es keine Inhalte und Haltungen gibt, die im Sinne der Medien „rübergebracht“ werden können. Erst muss der Architekt etwas haben, um es „verkaufen“ zu können. Eine Idee zum Beispiel, eine Vorstellung von der Baukunst der Gegenwart.

Es ist zu begrüßen, wenn sich Architekten unter wirtschaftlichem Druck öffnen und zunehmend für die technischen, ökonomischen und auch medialen Bedingungen der Baukultur begeistern. Aber auch diese Bedingungen zielen auf die Herstellung von Baukunst, die einst als „Mutter aller Künste“ gelten durfte. Die neue Lieblingsvokabel der Architektenschaft, die „Dienstleistung“ am Bau, wird von der Gesellschaft nicht automatisch gewürdigt. Auch das Gegenteil könnte der Fall sein: Je weniger Respekt der Bauherr vor der künstlerischen Kompetenz seines Dienstleisters hat, desto weniger fragt er die Fähigkeit nach. Desto eher wird er den Architekten so behandeln: als seinen Diener. Die besten und schönsten Häuser werden aus dem Verhältnis „Herr und Knecht“ jedoch nicht entstehen. GERHARD MATZIG

Im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung diskutiert Gerhard Matzig neben Design- und Städtebauthemen vor allem Architektur und Architektenprobleme. Am 8. März 2006 auf Seite 15 untersuchte er die Krise des Berufsstandes.

**„Ich sehe mich nicht als Architekturkritiker, sondern als Journalist, der im Feuilleton hauptsächlich über Architektur berichtet. Das ist ein Unterschied.“**

**MG:** Gibt es Kollegen, die einen ähnlichen Background haben wie du?

**GM:** Es gibt zumindest unter den Tageszeitungsjournalisten, die vorrangig über Architektur schreiben, relativ wenige, die Architektur studiert haben. Die Fachkritiker der Zeitschriften sind dagegen meist ausgebildete Architekten. Für Journalisten ist ein Architekturstudium exotisch. Sogar im Feuilleton. Die meisten meiner Kollegen auf diesem Terrain sind auf verschlungeneren Wegen zur Architekturkritik gekommen; manche sind Juristen, andere Musikwissenschaftler; wieder andere Germanisten.

**MG:** Fühlst du dich manchmal überlegen, wenn du das Gefühl hast, dass der Kollege nicht wirklich was von Architektur versteht?

**GM:** Nein. Es ist nicht der Job des Kritikers, das gleiche Haus besser, günstiger oder energieeffizienter zu bauen, sondern aus der Perspektive des Passanten oder Bewohners Architektur zu beschreiben und zu einem klaren Urteil zu kommen, das, wenn es gut begründet ist, ein Wert an sich ist. Dafür muss er die Haustechnik und die Biegemomente von Brettschichtholzbindern nicht im Hörsaal studiert haben. Ich halte die Journalisten, die journalistisch an Architektur herangehen, in erster Linie also neugierig, für die besseren Architekturvermittler als jene, die vor allem ihr Insiderwissen pflegen.

**MG:** Was ist das Charakteristische des journalistischen Zugangs zur Architektur?

**GM:** Der Journalist hat sich eine gewisse Naivität bewahrt, einen offenen Zugang. Eine Neugier – ohne schon alles von vorneherein zu wissen. Damit ist er denjenigen näher, die sich intuitiv eine Meinung bilden. Die Leute haben ein Gefühl, sagen sich, das ist gut oder schlecht, das ist schön oder hässlich. Gefällt mir, gefällt mir nicht. Das ist legitim. Aber der Journalist versucht zugleich herauszufinden, warum das Schöne schön und das Hässliche hässlich ist. So kommt er zu einer wichtigeren Fragestellung: Ist etwas richtig oder verkehrt?

Und warum ist es das? Sich ein schnelles Urteil bilden zu können, ist wichtig. Ein Werk dann analytisch zu betrachten, ist der zweite Schritt. Man braucht zuerst eine Haltung zu einem Haus.





Wenn man rein aus der Architektur kommt, hat man eine Haltung zu Kollegen, oder man weiß, wie schwierig das war, das zu realisieren, und schon wird die unmittelbare Wirkung von Architektur auf Menschen durch tausend Einwände verwässert, bis hin zu einem Urteil, das keines mehr ist.

**MG:** Du bist also in der Lage, dich aus der Architektensicht heraus zu begeben in eine, von der du glaubst, es sei diejenige des „verständigen Laien“?

**GM:** Das ist jedenfalls mein Anliegen. Ich habe angefangen, sehr fachlich zu schreiben, weil man ja auch sein ganzes Wissen in den Text hineinpacken will, seine Kompetenz darstellen möchte. Ich musste mich wieder zurückbewegen, hinunter und hinauf auf die Ebene der Leute, die Architektur nicht studiert haben. Die Gratwanderung besteht darin, einen Artikel so zu schreiben, dass er der Sache fachlich gerecht wird und den Fachmann nicht langweilt und trotzdem für den Laien einen Erkenntnisgewinn darstellt.

**„Journalismus finde ich  
zutiefst befriedigend – auch  
wenn man eben keine  
Häuser, sondern Sätze baut“**

**MG:** Gibt es unter den Schreibern auch das unbekannte Genie, das eben nur die Schreiber kennen, so einen Caccia Dominioni der Architekturkritik?



**GM:** Wer ist das? Nein, im Ernst: Den unbekanntem Karl Kraus der Architekturkritik gibt es vielleicht schon, aber ich kenne ihn auch nicht. Die Riege der Architekturkritiker ist überschaubar. Man kennt sich. Junggenies gibt es, aber die sind naturgemäß eher rar. Unsere aktuellen Feuilletonhospitanten wollen ohnehin meist Pop- oder Filmkritiker werden. Und sich um Naomi Campbell oder Prada kümmern. Oder um Koolhaas. Aber der ist auch Pop.

**MG:** Du hast schon in deiner Studienzeit geschrieben und das wurde natürlich von deinem Hochschulumfeld wahrgenommen. Hattest du den Eindruck, dass dich die Lehrer anders sahen oder vielleicht sogar vorsichtiger beurteilt haben?

**GM:** Natürlich wurde mir Größenwahnsinn vorgeworfen: „Noch nicht fertig studiert! Aber schon die Professoren kritisieren! So geht's ja nicht!“ Was für ein Missverständnis: Wer nicht hundert Mal einen Bahnhof gebaut oder den Lehrstuhl für internationalen Bahnhofsbau inne hat, soll keinen Bahnhof beurteilen können? Das ist ja lachhaft. Einen Bahnhof kann auch der Reisende beurteilen. Der Schaffner. Die Frau mit vier Koffern und drei Kindern, die kein Taxi bekommt. Um es mit Reich-Ranicki zu sagen: Der Ornithologe muss nicht fliegen können. Deswegen kann auch jeder Nicht-Architekt Architektur beurteilen. Wenn es aber der Architekturstudent tut, wird es doppelt heikel. Dennoch: Mir hat diese Rolle auch Spaß gemacht. Ich war Journalist und es war mir egal, ob ich Punkte bei

den Architekten sammle oder nicht. Viele, die mich damals kritisch beurteilten, haben hoffentlich ihren Frieden mit mir gemacht und wenn nicht, dann ist es hoffentlich eine ehrenwerte Feindschaft.

**MG:** Stichwort Feindschaft. Deine Artikel sind häufig – sagen wir – „polarisierend“ und haben dir sicher nicht immer nur Freunde gemacht.



**GM:** Es gab in meiner Anfangszeit immer wieder bekannte Architekten, die in der Redaktion anriefen, und verlangten, der Kerl müsse weg. Meine Besprechungen seien zu wenig seriös, zu tendenziös, nicht ausgewogen etcetera. Getroffen hat mich nur der Vorwurf des Unseriösen. Ich versuche immer unterhaltsam zu schreiben, und das darf man nicht verwechseln mit Mangel an Seriosität. Letztlich hat mir wohl das Diplom geholfen, da ich so den professionellen Background nachweisen konnte. Es ist ja doch sehr deutsch: Man bekommt so ein Diplom und ist dann weniger angreifbar, weil manche glauben: „Na ja, so ganz falsch kann es ja nicht sein, was er da schreibt, unser Herr Matzig, schließlich hat er ja ein Diplom.“ Ein Land für Diplomkritiker und Kritik diplome.

## Ein Land für Diplomkritiker und Kritik diplome.

**MG:** Im Studium hat sich bereits dein Blick entwickelt auf die spezifischen Codes, den Herdentrieb, die Marotten und Moden der Architekten. Du hast wohl ähnlich oft über die Probleme der Architekten geschrieben wie über Architekturprobleme.

**GM:** Ja, ich glaube, dass das Selbstbild des Architekten, aber auch das Bild, das sich die Gesellschaft vom Architekten macht, etwas zu tun hat mit den Bedingungen der Baukultur. In meiner Zeit als Chefredakteur des Deutschen Architektenblattes, eine höchst fragliche Karriere, die gerade einmal einige Monate währte, habe ich immerhin viel über Berufspolitik erfahren. Das hat auch manchen Artikeln gut getan. Keine Ahnung zu haben, ist ja nun auch noch kein Garant für großartige Texte.

**MG:** Gibt es denn irgendetwas, vielleicht Klitzekleines, das du wirklich gebaut hast?

**GM:** Nein, das gibt es nicht. Als Architekt verwirkliche ich mich, indem ich zuhause die Oberhoheit über das Hängen von Kunstwerken inne habe. Das muss reichen. Und das tut es auch. Was wahrscheinlich ein Glück ist.

**„Verzeih mir, Kuppel!  
Verzeih mir,  
Backsteintapete!“**

**MG:** Was war dein größtes Fehlurteil?

**GM:** Als ich über die Kuppel am Reichstag geschrieben habe, vor Jahren – es gab damals ja eine richtige

„Kuppeldebatte“ in Deutschland -, versuchte ich mich als entschlossener Debattierer. Und ich habe natürlich prompt den ganzen Wilhelminismus am Horizont gesehen. Wenn diese Kuppel gebaut würde, davon war ich überzeugt, dann marschiert Deutschland bald wieder im Gleichschritt. Heute, denke ich mir, welches Glück, dass es diese gläserne Kuppel gibt. Vielleicht ist die Sache mit der „Transparenz durch Glas“ Unsinn. Auch dieses ewige „Der Demokratie aufs Haupt steigen“ und all das: Unsinn. Aber stadträumlich ist die Kuppel richtig. Darauf kommt es an. Überhaupt würde ich sagen, dass ich heute versuche, nicht mehr so dogmatisch zu argumentieren. So ausschließlich Modernebewusst. Ein anderes Fehlurteil betrifft Hans Kollhoff, der mit seinem Hochhaus am Potsdamer Platz eines der besten Häuser Berlins gebaut hat. Ich habe damals geschrieben, dass in Chicago vermutlich irgendein 20er-Jahre-Hochhaus als nacktes Skelett frieren müsse, weil Kollhoff mit dem Chicagoer Backsteinkleid sein Haus in Berlin tapeziert habe. Die Abneigung gegenüber dem Griff in die Baugeschichte hat mich damals blind gemacht für die städtebaulichen, baukörperlichen und konstruktiven Qualitäten des Baus. Also: Verzeih mir, Kuppel! Verzeih mir, Backsteintapete!



**MG:** Hast Du Dir schon einmal eine deftige Gegendarstellung erschrieben?

**GM:** Erschrieben? So wie „verdient“? Natürlich nicht, die Gegendarstellung ist definitiv kein ehrgeiziges Ziel der journalistischen Arbeit. Ich habe mir allerdings einen persönlichen Brief von Hartmut Mehdorn, unserem Bahnchef, eingehandelt. Eigentlich: eine schöne Trophäe. Obwohl ich mich mittlerweile frage, ob nicht jeder Mensch hierzulande, der irgendwann irgendetwas Kritisches zu Mehdorn und/oder Bahn bemerkt hat, so einen Brief besitzt. Wahrscheinlich gibt es Millionen von Mehdorn-Briefen.